

II. DAS SUBJEKT IM SPIEGEL

*Das Ich als Objekt im Spiegelstadium | Das Ich auf
Wanderschaft | Konstitution von Räumlichkeit und Zeitlichkeit durch das
Spiegelstadium | Kaspar Hauser | Freuds Enkel vor dem Spiegel*

Ich gebe zuerst einen kurzen Überblick über das, was ich heute vortragen werde. Wir werden zuerst nochmals über das Schema sprechen, das ich schon letztes Mal an die Tafel gezeichnet habe. Es geht vor allem darum, diesen Unterschied zwischen S von I und I von S herauszuarbeiten. Sie wissen noch: Mit S wird das Symbolische, mit I das Imaginäre bezeichnet.

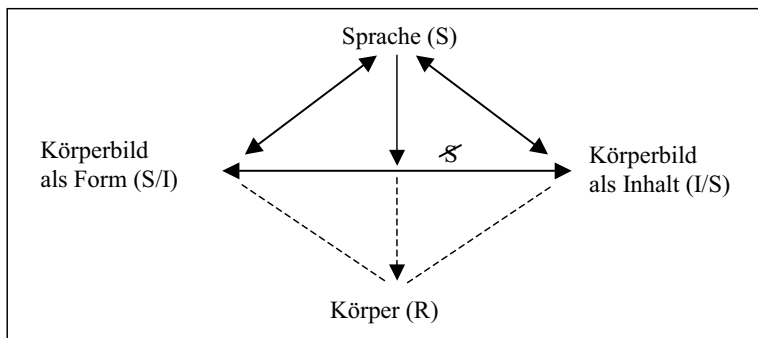
In einem zweiten Teil werden wir vor allem den Bezug zum eigenen Körper thematisieren, also den Bezug, der in vielen Theorien als unmittelbarer erscheint. Die Mittelbarkeit habe ich durch die gestrichelte Linie, die zum Körper führt, eingezeichnet, um zu verdeutlichen, dass es hier keine direkten Bezüge zwischen Sprache und Körper gibt. Einerseits *sind* wir Körper, andererseits *haben* wir einen Körper, der zum Objekt der Reflexion werden kann.

In einem dritten Teil werde ich versuchen, etwas über die Geschichte des Körperbildes in der Psychoanalyse zu sagen. Es wird zur Hauptsache darum gehen, zu sehen, dass Freud schon Vieles entdeckt, jedoch noch nicht ausreichend thematisiert hat. Er hat die grundsätzliche epistemologische Dimension des Körperbildes noch nicht erfasst. Ich habe Ihnen aus diesem Grunde drei Zitate vorbereitet. Eines stammt aus „Das Ich und das Es“, die anderen beiden aus *Die Traumdeutung*.

Wenn die Zeit dann noch reicht, werden wir über die Funktion des Ichs für das menschliche Erkennen sprechen. Da wird es darum gehen, zu zeigen, dass das Ich einerseits die neurotische Instanz schlechthin ist, dass es aber andererseits doch dieses Ich braucht, um nicht psychotisch zu werden.

Nehmen wir also den Faden dort nochmals auf, wo wir ihn letztes Mal liegengelassen haben. An der Tafel steht nochmals das Schema, leicht modifiziert.

Abbildung 2



Die Änderungen betreffen die beiden Verbindungen zwischen „Körper“ und „Körperbild als Form“ bzw. zwischen „Körper“ und „Körperbild als Inhalt“. Wenn wir etwas über körperliche Impulse sagen, laufen diese über das Imaginäre und das Symbolische. Wenn wir z.B. Hunger haben, so geht er als Drang vom Körper aus. Dieser Drang bindet sich sofort an Objekte. In diesen ist bereits wieder Symbolisches und Imaginäres enthalten. Diese gestrichelte Linie ist auch in der Gegenrichtung, von der Sprache zum Körper, bedeutsam; das Andere der Sprache, der Signifikanten, bekommt erst über das Symbolische und das Imaginäre Bedeutung. Das zeigt sich beispielsweise, wenn es um die Interpretation des eigenen Geschlechts oder des Geschlechts des andern geht. Der Körper ist ein geschlechtlicher Körper, dagegen ist die Sprache selbst nicht geschlechtlich – im Zwischenbereich siedeln sich Interpretationen der Geschlechtlichkeit an. Da eröffnen sich die bewegendsten Fragen der Psychoanalyse hinsichtlich Weiblichkeit und Männlichkeit.

Worauf es mir das letzte Mal ankam, war, zwischen Körperbild, aufgefasst als Symbolisches des Imaginären, und Körperbild, aufgefasst als Imaginäres des Symbolischen zu unterscheiden. Die linke Seite, die ich auch als Körperbild im formalen Sinne bezeichnete, ist das, was bei Lacan Spiegelstadium heißt; während ein entsprechender Ausdruck für die rechte Seite, die inhaltliche, fehlt. Am ehesten ist

sie Ort der Anthropomorphisierungen und der Metaphorik des Subjekts.

Mit dem Spiegelstadium wird der Moment bezeichnet, in dem das kleine Kind, das zwischen einem halben Jahr und eineinhalb Jahren alt ist, sein eigenes Spiegelbild als eine Ganzheit entdeckt. Es gibt zuvor natürlich auch schon Wahrnehmungen des Kindes; es ist keineswegs, wie es bei Freud teilweise beschrieben ist, eingesponnen in sich selbst, ohne Objektbezüge. Die Wahrnehmung bringt es jedoch noch nicht zu einer Vereinheitlichung der Körperteile. Deshalb spricht Lacan in diesem Zusammenhang vom zerstückelten Körper.¹ Dieser Ausdruck enthält in sich eine Schwierigkeit: Eigentlich lässt sich nur dann von zerstückelt sprechen, wenn es zuvor eine Integration der Teile gegeben hat. Vor dem Spiegelstadium gibt es diese Ganzheit noch nicht, sondern es sind Körperteile, die das Kind wahrnimmt; strenggenommen kann man auch nicht von Fragmentierung sprechen. Dem zerstückelten Körperbild begegnen wir dagegen in Psychosen, wo etwas zerfallen, zerbrochen ist.

Von besonderer Bedeutung ist nun, dass das eigene Körperbild als Form dem Subjekt zuerst außen erscheint. Das weist auf die Bedeutung der visuellen Wahrnehmung, der Augen hin. Sie haben die Eigenheit, dass sie eine Distanz brauchen. Wenn etwas zu nahe ist, kann ich es nicht mehr wahrnehmen. Bei den Geruchsempfindungen ist es anders; sie sind körpernäher. Beim Gehör gibt es dagegen ebenfalls die Wahrnehmung der Distanz. Wenn ich jemandem zuhöre, habe ich nicht den Eindruck, dass seine Stimme in meinem Kopf drin erklingt, sondern dass ich jemanden höre, der außerhalb meiner selbst ist. In diesem Sinne ist auch die Sprache, die symbolische Ordnung vergleichbar der Spiegelerfahrung. Es ist kein Zufall, dass man innerhalb der Sprache von einem Spiegeln sprechen kann. Das geschieht z.B. in Therapien, wenn ich ein Wort wieder aufnehme, wenn ich die Wichtigkeit, die Bedeutung eines Wortes unterstreichen will; offensichtlich ist das zu unterscheiden vom visuellen Spiegeln. Der Unterschied zwischen dem Akustischen und dem Visuellen besteht also nicht im Kriterium der Distanz bzw. der Unmittelbarkeit, sondern hinsichtlich der Unterscheidung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Worte und Stimme sind – außer sie werden zu Schrift, wo sie visuell werden, wahrnehmbar – grundsätzlich unsichtbar. In der Zeit des Spiegelstadiums kommt den Augen eine sehr große Bedeutung zu. Das heißt nicht, dass die Ordnung des Unsichtbaren se-

1 Vgl. dazu J. Lacan, „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“. In: *Schriften I*, S. 67

kundär wäre; denn die visuelle Wahrnehmung wird strukturiert von der symbolischen Ordnung. Das Kind weiß jedoch noch nichts davon. Wenn es davon weiß, ist es bereits dabei, das Spiegelstadium zu überwinden, dann hat es sich als sprachliches Subjekt entdeckt. Solange das nicht der Fall ist, sieht es sich im Außen, ohne den Unterschied von Abbild und ihm selber als Abgebildetem zu bemerken; man ist versucht, von einer Selbstvergessenheit des Subjekts zu sprechen. In diesem Sinne erscheint das Ich außen.

Erst wenn diese Erfahrung des Spiegelstadiums gemacht worden ist, entdeckt das wahrnehmende Subjekt sich selbst. Dann beginnt die Zeit der Anthropomorphisierungen und der Metaphorisierungen. In diesem Zusammenhang haben wir das letzte Mal vom Traum des Schmetterlings gesprochen. Solche Metaphorisierungen setzen die Form als Einheit voraus.

Ich gebe Ihnen noch ein kleines Beispiel aus meiner Familie, um anschaulich zu machen, wie sich das Spiegelstadium – wenn das Ich sich außen sieht – manifestiert: Ich habe ein zweijähriges Enkelkind, ein Mädchen. Es hat, wie schon oft, bei uns übernachtet und ist einmal sehr früh erwacht. Als besorgter Großvater ging ich nachschauen, warum es nicht mehr schlafe. Es war hellwach, es bestand keine Möglichkeit, es wieder zum Schlafen zu bewegen. Ich nahm die Kleine aus dem Bettchen und begann mit ihr zu spielen. Es war ein kühler Morgen, sie war noch in ihrem Pyjama. Nach kurzer Zeit wollte sie allen Puppen, die im Zimmer herumlagen, Socken anziehen. Pullover oder Jacken interessierten sie dagegen nicht. Weil ich die Socken mühsam hätte zusammensuchen müssen, fragte ich sie zunächst, ob sie nicht lieber doch den Puppen Jacken anziehen wolle. Sie verneinte das entschieden. Endlich kam ich auf die Idee, weshalb das so war: Sie hatte selber kalte Füße. Sie bemerkte das jedoch nicht an ihrem eigenen Körper, sondern an den Puppen.

Das kleine Beispiel gibt Anlass zur Frage, weshalb eine Kultur auf die Idee kommen kann, die Nächstenliebe zu postulieren – der Nächste ist doch das Ich! Eine andere Frage betrifft den Egoismus; was bedeutet es eigentlich, wenn das Ego beim andern lokalisiert ist? Es ist gesetzmäßig so, dass die Erfahrung des Subjekts über das Außen, das Ich geht. Wenn man Beispiele, etwa bei Freud, liest, könnte man denken, solche Zusammenhänge würden sich nur bei diesem Kind oder bei jenem Patienten zeigen. Ich würde noch weiter gehen und sagen, dass die Erfahrung des Spiegelstadiums, die Erfahrung des Körperbildes außen, eine philosophische Dimension hat. Hoffentlich haben wir später Zeit, in diesem Zusammenhang von der

Einbildungskraft bei Kant zu sprechen. Ich glaube, dass diese philosophische Dimension auch für die therapeutische Erfahrung sehr wichtig ist. Wenn wir diese grundsätzliche Bedeutung nicht sehen, haben wir auch keinen Zugang zum Wesen der Psychose.

Ich werde versuchen, noch eine andere grundsätzliche Dimension im Zusammenhang mit dem Spiegelstadium zu skizzieren. Das Spiegelbild verschafft mir ein Gegenüber. Ohne dieses Gegenüber wäre ich verloren in der Unstrukturiertheit, sogar Unendlichkeit. Das heißt, das Spiegelbild ist konstitutiv für die Raumerfahrung. Der Raum ist stets irgendwo begrenzt. Die Grenze kann ich mir so vorstellen, dass ich mir ein Gegenüber vorstelle, wobei meine eigene Position wiederum ein Gegenüber dieses Gegenübers ist. Jedes kleine Kind muss seine Raumerfahrung selber machen, indem es sich bewegt, zuerst kriecht, dann geht. „Vertraut sein mit etwas“ heißt, dass das Vorhandene als zum eigenen Körper gehörig empfunden wird. In diesem Sinne kommt die Raumerfahrung einer Emanation des Spiegelbildes gleich. Sie können sich vielleicht vorstellen, was geschieht, wenn diese Raumerfahrung nicht strukturiert, nicht begrenzt wird. Dann resultiert ein Verlorensein, eine Orientierungslosigkeit. Um daraus herauszukommen, braucht es irgendwelche Hilfsidentifizierungen, Kopien von Schemen, wie andere sich orientieren und bewegen.

Ich möchte sodann noch einmal auf den Unterschied zwischen Subjekt und Ich zu sprechen kommen. Mit „Subjekt“ wird das bezeichnet, was in der Sprache, in der symbolischen Ordnung repräsentiert wird. Das Imaginäre bezieht sich auf das Gegenüber des symbolischen Subjekts. Wir werden im nächsten Teil davon sprechen, wie aus diesem Gegenüber wieder eine Körpererfahrung wird. Ich gebe Ihnen noch ein Beispiel für die Metaphorisierung auf der rechten Seite des Schemas. Sie kennen sicher alle, besser als ich, das *Bunraku*, das Puppenspiel. Das ist ein wunderschönes Beispiel eines Ichs, das das Subjekt metaphorisiert. Die Puppe selbst kann ja nicht sprechen. Drei Männer halten zusammen eine Puppe, sie sind schwarz verumumt, nur bei einem ist das Gesicht sichtbar. Der Sinn der Bewegung der Puppe kommt vom Symbolischen her, wobei der Ort des Symbolischen nicht auf der Bühne ist, sondern sich seitlich zu ihr befindet, nämlich dort, wo der Erzähler ist. Das *Bunraku* zeigt, dass das Geschehen auf der Bühne, das für die Zuschauer sichtbar ist, strukturiert wird von der Erzählung auf der Seite der Bühne. Man könnte sogar auf die Idee kommen, die Musik miteinzubeziehen, die

Erzählung wird nämlich begleitet und skandiert von Musik. Sie wirkt als Ergänzung zum Wort, dessen Mangel sie bereichert. Es wäre andererseits nicht möglich, das Wort wegzulassen und nur Musik und Puppenspiel vorzutragen, weil die Handlungen einer Erzählung folgen, deren Figuren identifizierbar sind und die einen bestimmten Verlauf hat.

Das Imaginäre des Symbolischen, also das, was auf der rechten Seite des Schemas eingezeichnet ist, wird überdies in Märchen dargestellt, in denen Tiere sprechen können. Man kann in diesem Zusammenhang daran denken, wie viele Tiernamen in Kosenamen, die man den Kindern gibt, enthalten sind. Die Kinder werden als kleine Mäuse, Vögelchen oder als irgendetwas Niedliches bezeichnet, manchmal aber auch als Raubtiere.

Ich glaube, wir können nun zum zweiten Teil gehen. Ich möchte darin wie angekündigt den Bezug zum eigenen Körper thematisieren.

Es ist nicht so, dass jeder Körperbezug über das Spiegelstadium vermittelt ist. Das gilt vor allem für das Sehen, Sprechen und Hören. Riechen, Schmecken, Tasten, Empfindungen von Wärme und Kälte scheinen zunächst einmal mit dem Spiegelstadium nichts zu tun zu haben. Heißt das nun, dass man strikt zwei Felder unterscheiden kann, in dessen einem die Wahrnehmungen situiert sind, die ohne das Spiegelstadium auskommen, wie Riechen, Schmecken, Tasten, während im anderen die Wahrnehmungen vorkommen, die auf ein spiegelbildliches Gegenüber angewiesen sind, das sie selber konstituieren, wie dies beim Sehen und Sprechen der Fall ist? Ich glaube, dass eine solch strikte Aufteilung nicht unseren Erfahrungen entspricht. Ist es nicht eher so, dass sich Riechen, Schmecken, Tasten mit fortschreitender Versprachlichung des Subjekts differenzieren? Ich weiß nicht, ob Ihnen der Name Kaspar Hauser etwas sagt. Das war ein Junge, der eines Tages im 19. Jahrhundert als von allen Verlassener auf einem Platz in einer deutschen Stadt auftauchte und nicht sprechen konnte. Erst dadurch, dass ein Pädagoge sich seiner annahm und ihn sprechen lehrte, konnte er nachträglich etwas von seiner Geschichte sagen. Er war in einem dunklen Keller bei Wasser und Brot gefangen gehalten worden und hatte nur Kontakt zu einem einzigen Menschen gehabt, der ihm täglich das Essen gebracht, jedoch kaum jemals ein Wort zu ihm gesagt hatte. Als der Junge Kontakt zu anderen Leuten hatte – das geschah, als er etwa 15-jährig war – konnte er keine andere Speise zu sich nehmen als die, die er gewohnt war: Wasser und Brot. Er hatte zwar Geschmacksempfindungen, diese

waren aber völlig unentwickelt. Er spuckte die Nahrung aus, die andere als sehr gut empfanden, fand sie widerlich. Das zeigt, dass auch diese Sinneserfahrungen, die unmittelbar beginnen, für Differenzierungen durch Sprache empfänglich sind. Es kommt dazu, dass ein kleines Kind nicht imstande ist, den Ort des Schmerzes zu identifizieren.

Es gibt ein Gesellschaftsspiel, das darin besteht, dass einige Personen um einen Tisch herum sitzen. Es ist nicht nötig, dass das Zimmer verdunkelt wird, wichtig ist, dass man nicht unter den Tisch sehen kann. Jetzt reicht man einen Gegenstand von einer Hand zur anderen, die Hände müssen unter dem Tisch bleiben, unsichtbar, wie der Gegenstand. Jeder Teilnehmer soll nun erraten, was herumgereicht wird. Wenn Sie für Stimmung sorgen wollen, so empfehle ich Ihnen, dieses Spiel zu versuchen. Am eindrücklichsten sind die Reaktionen, wenn Sie irgendetwas Klebriges, Flauschiges oder Weiches, das schwer identifizierbar ist, in die Runde geben. Innert kürzester Zeit entsteht ein großes Gekreische im Zimmer. Es ist, wie wenn die Betroffenen mit dem Realen in Berührung gekommen wären. Sobald sie wissen, was der Gegenstand ist, kommt eine große Erleichterung auf. Es ist wiederum dieses Benennen-Können, das einem eine gewisse Sicherheit gibt.

Ich möchte noch einmal auf das Grundsätzliche der Raumerfahrung zu sprechen kommen. Sie können sich keinen Raum vorstellen, ohne darin eine Position zu haben, egal, ob Sie sich ein Zimmer, eine Stadt oder das ganze Universum vorstellen. Unten, oben, links, rechts, vorne, hinten, entfernt, nahe, westlich, östlich, nördlich, südlich, alle diese Ortsangaben setzen einen Bezug eines Subjekts zu seinem Körper voraus. Man könnte daraus ableiten, dass das Subjekt dadurch eine ungeheuer große Bedeutung hat, sogar Mittelpunkt der Welt ist. Auf eine Art ist das so, auf eine andere Art aber nicht; es gibt auch das Wissen um die Nichtigkeit des Menschen, so dass man ihn oft mit einem Staubkorn vergleicht. So klein das Staubkorn sein mag, ordnet sich dennoch von ihm her, von seiner Körperlichkeit her, die Raumerfahrung.

Inwiefern ist darin die Erfahrung des Spiegelstadiums vorausgesetzt? Ist es nicht eher so, dass die Erfahrung des Spiegelstadiums eine Verwirrung schafft? Wenn wir ins Spiegelbild blicken, sind die Dimensionen von Vorne und Hinten, von Rechts und Links vertauscht. Wie kann man dennoch behaupten, das Spiegelstadium habe einen Bezug zur Positionalität des Körpers?

Ich möchte jetzt zeigen, dass erst durch die Erfahrung des Gegenüber eine Positionalität im Raum, ein Verhältnis zum eigenen Körper, ein Wissen um seine Situation entsteht. Es trifft nicht zu, dass von Anfang an die Vertauschung der Links-Rechts-Dimension gegeben ist. Sie zeigt sich erst dann, wenn das in den Spiegel blickende Subjekt den Bezug vom Spiegelbild zu sich selbst gemacht hat, d.h. wenn die Rückwendung gemacht worden ist vom Bild zum Subjekt. Erst von da weg kann es zwischen dem Spiegelbild und einem andern Menschen vergleichen.

Es gibt einen Autor, der über solche Zusammenhänge geschrieben hat, nämlich Merleau-Ponty.² Die Schwerkraft ist wahrscheinlich das, was am ehesten der Spiegelerfahrung widersteht. Man könnte die Schwerkraft durchaus mit dem Realen in Beziehung setzen. D.h. es gibt sie auch dann, wenn das Subjekt eine Positionalität im Raum gefunden hat und seinen Körper versprachlichen kann. Dass man dieses Reale erfährt, z.B. wenn man stürzt, ist sehr kränkend. Von da weg kommen Erzieher auf die Idee, dem Kind Hilfsmittel zu geben, damit es nicht so oft hinfällt, irgendwelche Vorrichtungen, mit denen man das Kind halten kann, Hilfsräder am Fahrrad, damit es nicht stürzt. Wir möchten gerne, dass wir das Reale kontrollieren könnten. Ein Sturz ist weniger ein Problem des Schmerzes als vielmehr ein Problem der Kränkung.

Ich glaube, bei der Raumerfahrung ist es noch einigermaßen einleuchtend zu zeigen, welche Bedeutung das spiegelbildliche Gegenüber hat. Wie ist es aber bei der Zeiterfahrung? In diesem Zusammenhang ist eine Beobachtung Freuds, die seinem Enkelkind gilt, aufschlussreich.³ Es kauert sich vor dem Spiegel nieder, sieht sich somit darin nicht mehr, und stößt dabei die Laute „Bebi o-o-o“ aus, was Freud als „Fort“ interpretierte. Diese Beobachtung steht an einem unscheinbaren Ort, nämlich in einer Fußnote des Textes, der vom berühmten Fadenspiel, bekannt geworden als Fort-Da-Spiel, handelt – übrigens steckt im Wort Fußnote wiederum das Körperbild drin, auch ein Text ist ein Körper. Freuds kostbare Beobachtung weist darauf hin, dass sich das Kind als sprachliches Subjekt entdeckt hat; wenn es „fort“ sagt, ist es fort für die visuelle Wahrnehmung – als Subjekt des Sprechens ist es jedoch in der Artikulation von „fort“ anwesend, präsent. Wir erkennen hier die beiden Seiten des Subjekts

2 Vgl. dazu Maurice Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.

3 Zum Folgenden vgl. S. Freud, „Jenseits des Lustprinzips“, G.W. XIII, S. 13.

– das sprachliche Subjekt und das spiegelbildliche Gegenüber. Im Spiel des Kindes verschwindet die eine Seite, die visuelle, umso mehr manifestiert sich die andere Seite, und zwar gerade dann, wenn es „fort“ sagt und sein Bild verschwinden lässt. Mit dem Erscheinen und Verschwinden des Bildes sind wir in der räumlichen Dimension. Es geht jetzt aber darum, den Zeitbezug zu denken. Meine These lautet, dass mit der Erfahrung der Abwesenheit des Visuellen sich auch die Zeit zu differenzieren beginnt: In dem Moment, in dem das Spiegelbild abwesend ist, drückt das Phonem „fort“ die Gegenwart aus. Das Bild, das vorher da war und jetzt nicht mehr da ist, konstituiert als abwesendes die Vergangenheit. Dass es wiederkommen kann, konstituiert die Zukunft.

Vor der Spaltung von Subjekt und visuellem Bild war diese Dreiheit noch nicht da. Dann war es so wie Hegel in einer Passage der *Phänomenologie des Geistes* sagt: „Es ist immer jetzt“.⁴ Dieses „Es-ist-immer-jetzt“ ist noch ein unreflektiertes, unmittelbares Immer-Jetzt. Es ist vielleicht mit einer Art Gegenwart vergleichbar, die schwarze Löcher bekommt, wenn die Mutter weggeht. Wenn das Kind noch keine Vorstellung hat, dass sie wiederkommen kann, hat es auch keinen Zukunfts- und keinen Vergangenheitsbezug. Später, mit der Reflexion seiner selbst und mit der Konstituierung seiner Vorstellungswelt, die Abwesendes anwesend macht, ändert sich die Situation grundlegend. Wenn ich mit jemandem zusammen bin und der andere weg geht, bleibt mir die Erinnerung – das ist das Symbolische – an die abwesende Person – das ist das Reale. Die Vorstellung ihres Wiederkommens, die Zukunft, verweist auf das Imaginäre. Mittels der Imaginationen helfe ich mir über den Verlust hinweg. Die Erfahrung des Todes des andern ist dagegen etwas anderes als ein zeitlich begrenzter Abschied, da ist das Reale unwiderruflich. Das kann so unerträglich sein, dass ich davon träume oder sogar die verstorbene Person halluziniere.

Man kann nicht in jedem Fall die drei Register so zuordnen, dass das Symbolische stets der Gegenwart, das Imaginäre der Zukunft und das Reale der Vergangenheit entsprechen. Wenn die andere Person, die mich verlassen hat, oder wenn das Gegenüber im Spiegel wieder erscheint, verändern sich diese Verhältnisse. Dann wird das Reale zur Gegenwart – die andere Person ist ja da – und das Symbolische zur Vergangenheit. Dagegen bleibt die Relation des Imaginären zur Zukunft gewahrt. Das Symbolische hat nun eine ganz andere Funkti-

4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970, S. 84 f.

on. Vorher, bei der Abwesenheit der andern Person, war es Ausdruck einer Trauer; dagegen wird es beim Wiederkommen der andern Person zu einer Art Abfall. Im Moment ihres Wiederauftauchens braucht man nicht mehr zu sprechen, dann gibt es die Freude des Wiedersehens. Nachher kommt die Zeit, wo man die Dauer der Trennung noch einmal Revue passieren lassen kann. Auf diese Art ist es doch so, dass die Spiegelerfahrung konstitutiv ist für die Zeiterfahrung.

Wir kommen nun zum dritten Teil, zur Geschichte des Körperbildes in der Psychoanalyse. Vielleicht haben Sie zuvor noch Fragen?

Prof. Kawai: „Mir leuchtet es ein, dass die Japaner das Spiegelstadium sowohl für Zeit und Raum haben. Wenn man an die Psychose denkt, sieht man, dass Zeit und Raum sehr wichtig sind.“

Antwort: Es gibt manchmal in Psychosen erstaunliche Äußerungen, wenn z.B. die Jahreszeiten verwechselt werden, wenn jemand behauptet, im Sommer schneie es. Wenn wir solches hören, sind wir immer geneigt zu sagen: „Mache doch von Deinen Sinnesorganen Gebrauch; schaue und höre, dann weißt Du es.“ Dabei vergessen wir alle diese Vermittlungen, die in unserer normalen Wahrnehmung enthalten sind. Ich habe einst einen Psychotiker gesehen, der nicht Acht gab auf andere Menschen, sondern immerzu geradeaus lief, auch wenn ihm andere im Wege standen. Er hatte weder eine entwickelte Raumerfahrung, noch konnte er andere von sich unterscheiden, sondern er hatte irgend ein Ziel, wo er hinkommen musste und ging infolgedessen geradeaus drauflos. Es sind Fragmente von Identifizierungen, die wirksam sind, so dass das Verhalten oder auch das Sprechen manchmal über weite Strecken nicht als seltsam auffallen. Plötzlich zeigt sich ein Loch in der Rede, eine unpassende Wendung, bei der man spürt, dass etwas nicht stimmt. Ein Psychotiker erzählte mir einmal in korrekten Sätzen, dass am Morgen beim Aufstehen seine Wäsche nicht mehr vollständig vorhanden war; ansonsten schien seine Welt wohlgeordnet zu sein. Je raffinierter diese Identifizierungen sind, desto schwerer ist die dadurch verdeckte Psychose erkennbar.

Wir werden bestimmt bei der Pathologie des Spiegelstadiums von Psychosen sprechen. Dann werde ich auch die Frage thematisieren, die mich immer wieder beschäftigt, was wir als Analytiker oder als Therapeuten tun können, um eine Restitution von Raum- und Zeiterfahrung zu bewirken. Um diesen Zugang zu erhalten, ist es

notwendig, dass wir uns zuvor vertiefen in all das, was in der so genannten Normalität schon vorausgesetzt ist. Gibt es weitere Fragen?

Student: „Das Imaginäre ist in der Zukunft lokalisiert. Lacan sagt, dass das Unbewusste das Futurum II sei. Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Imaginären und dem Futurum II?“

Antwort: Dies ist eine Frage, an die ich selber noch gar nicht gedacht hatte; das ist eine Herausforderung, dies neu zu denken. Im Kontext meiner Ausführungen über das kleine Kind, das sich vor dem Standspiegel verschwinden lässt, stellte sich das Imaginäre als Zukunft dar, als mögliches Wiedererscheinen des Bildes, anders gesagt als das, was noch nicht geschehen ist. Was Lacan mit dem Futurum II gemeint hat, ist die Vorstellung, die sich ein Subjekt von seiner Zukunft macht; diese Vorstellung ist stets beeinflusst von dem, was sich schon ereignet hat – die Offenheit der Zukunft ist unvorstellbar. In meinem Beispiel habe ich nicht auf diese Besonderheit geachtet, dass die wiederkommende Vorstellung ja bereits bekannt ist, sondern ich habe auf das Noch-Nicht, auf die Möglichkeit des Wiederkommens hingewiesen. Man könnte sagen, wenn Lacan vom Futurum II spricht, so meint er den inhaltlichen Aspekt: Jede Vorstellung dessen, was sich ereignen wird, ist geprägt von den Erfahrungen der Vergangenheit; ich habe dagegen die formale Seite betont, also die Möglichkeit der Wiederkehr. Beide Aspekte schließen sich keineswegs aus.

Man könnte eine Verbindung zu Lacans Konzepten des Anderen bzw. des schräggestrichenen Anderen herstellen. In Bezug auf die Zeit wäre das Andere die reine offene Zukunft. Für uns ist das eine Grenzvorstellung, weil wir immer wieder diese Offenheit mit unseren Erfahrungen füllen. Das heißt, wir symbolisieren auch das, was noch gar nicht da ist. Deshalb kann Lacan von der Nicht-Existenz des Anders sprechen. Wir haben es in der alltäglichen Erfahrungen stets mit dem schräggestrichenen Anders zu tun, bezogen auf die Zeit heißt das, dass wir die reine Andersheit der Zukunft mit Vorstellungen, Bildern versehen. Das Unvertraute wäre die offene Zukunft. Wir versuchen stets von neuem, uns diese vertraut zu machen, wir machen eine Lebensplanung, wir schließen Lebensversicherungen ab, wir antizipieren alles Mögliche, um uns vor der Offenheit zu schützen.

Eine Studentin: „Meine Frage bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen dem Realen und der Kränkung. Sie führten als Beispiel an, wenn jemand stürze, spüre man nicht nur den Schmerz, sondern auch die Kränkung; kann man in diesem Zusammenhang von der Erfahrung des Realen sprechen? Man spricht in der Psychoanalyse oft von Fehlleistung. In diesem Fall gibt es vielleicht eine unbewusste Absicht, die ins Spiel kommt, ein Komplex. In welchem Zusammenhang steht das zum Realen?“

Antwort: Ihre Frage führt schon auf das Feld der Metaphorisierungen, sie situiert sich irgendwo im Zwischenbereich zwischen Spiegelstadium und Metaphorisierung. Wir werden ausführlicher davon sprechen, wenn es um die Funktionen des Ichs geht. Ich kann vielleicht so viel vorweg nehmen, dass eine Funktion des Ichs darin besteht, dem Subjekt einen Narzissmus zu verschaffen. Ich meine jetzt Narzissmus nicht in einem pathologischen Sinne, sondern als notwendige Funktion, z.B. als Illusion eigener Unversehrtheit. Das Reale ist oft eine Bedrohung, z.B. als Tod oder als Krankheit, als Endlichkeit, die auf uns zukommt. In diesem Sinne fungiert das Reale als Gegenpol zum Ich des Subjekts mit seiner Illusion von Unversehrtheit oder sogar Unsterblichkeit. Denken Sie daran, was die Medizin letztlich beabsichtigt, wenn sie das Leben verlängert, oder was die Technik bewirkt, wenn sie Apparate herstellt und damit Trennungen aufheben, zumindest mildern will: Es sind Maßnahmen gegen das Reale. Noch vor zehn und erst recht vor zwanzig oder dreißig Jahren war eine Reise ins Ausland etwas ganz anderes als heute. Es gibt heute so viele Möglichkeiten von Kommunikation und Kontakt, dass man sagen kann, die Wucht von Trennungen werde gemildert. Das Ich im Sinne des *moi* ist ein Ort von Unversehrtheit, von Illusionen. In einer Gesellschaft, in der die Geschichte wichtig ist, sind die Angehörigen der jüngeren Generation die Hoffnungsträger. Unerfüllte Erwartungen der älteren Generation fließen ein in die jüngere Generation, wobei die Hoffnung auf ein besseres, leichteres Leben maßgebend ist. Gewiss sind das Phantasmen der älteren Generation, aber sie sind wirksam. Freud spricht in diesem Zusammenhang von „*his majesty, the baby*“, das gibt die Sicht der älteren Generation auf die Kinder wieder, die idealisiert werden. In ihre Zukunft wird die Vorstellung projiziert, ein Leben zu führen ohne Einbrüche des Realen zu erleiden, ein Leben, das man im Griff hat, das den eigenen Vorstellungen entspricht. Man kann gewiss nicht sagen, dass diese Projektionen wirkungs- oder erfolglos sind. Es gibt sogar Autoren, die glauben,

einen Verlust des Realen feststellen zu können; Baudrillard hat davon gesprochen.⁵ Ich glaube, es ist nachvollziehbar, wenn jemand eine solche These aufzustellen wagt. Viele Krankheiten haben z.B. die Brisanz, die sie einst hatten, verloren. In diesem Sinne sind weite Teile dessen, was früher zum Realen gehörte, symbolisiert worden. Dennoch wird es immer ein Reales geben, als Gegenpol zum Symbolischen und zum Imaginären.

Das nächste Mal werden wir über die Geschichte des Körperbildes sprechen.

5 Jean Baudrillard, *Die Agonie des Realen*. Berlin: Merve 1978.

